

Beiträge zur Geschichte der Pharmazie

Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie · International Society for the History of Pharmacy

ISSN 0341-0099

37. Jahrgang 1985 · Band 31 · Nr. 30

Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung

Leitung: Dr. Paul-Hermann Berges



Aus Rezeptkopierbüchern der Apotheke Aglasterhausen*

Von Otto Kissel, Aglasterhausen

Einem glücklichen Umstand verdanken wir es, daß Rezeptkopierbücher der vergangenen Jahrzehnte fast vollständig erhalten sind. Das älteste Buch beginnt am 1. September 1894 „In nomine domini“ und trägt nach dem letzten Eintrag am 28. September 1897 den Vermerk „finis“.

In chronologischer Folge reiht sich Buch an Buch, wo auf jeweils 600 Seiten unter fortlaufender Numerierung ärztliche Verordnungen niedergeschrieben sind. Anhand der auf die Etiketten der Arzneibehältnisse übertragenen Ziffern nebst Datum und Name des Patienten konnte die Zusammensetzung der Arznei ermittelt und diese im Bedarfsfall auch repetiert werden. Die Rezeptkopien umfassen ursprünglich neben Rezepturen als Individualanfertigungen auch Verbandstoffe, Krankenpflegeartikel, Sera und – in zunehmendem Umfang – Industrieprodukte, die in größeren Gebinden beschafft und in therapiegerechten Portionen dispensiert worden sein müssen. Seit 1904 beschränken sich Kopien auf Rezepturen und ihnen gleichgestellte Artikel, darunter industrielle Erzeugnisse mit Markennamen.

Die Aufzeichnungen lassen Schlüsse auf die Frequentierung einer Einmann-Apotheke sowie auf die Therapie im

Wandel der Zeit zu. Um die Jahrhundertwende dürfen wir etwa hundert Pharmaka zu den bedeutsamen auf dem Markt rechnen. Unter diesen, die in ungefähr 500 vielfältigen Rezepturen, individuell dosiert, regelmäßig wiederkehren, ragen durch Häufigkeit Opiate und Schwermetalle heraus.

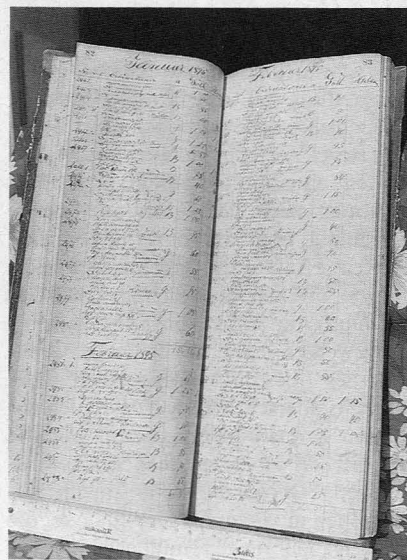
Vielseitige Opiate

Opium, der Milchsaft des Schlafmohns, besaß gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen hohen Stellenwert unter den Arzneimitteln. Als Beleg dafür mögen Kommentartexte der Pharmakopöen genügen. Der Kommentar des Jahres 1892 verpflichtet den Apotheker geradezu, Vorräte an Opium für Zeiten der Not zu schaffen: „In Apotheken ist stets ein Zweijahresbedarf zu lagern, um stärkeren Nachfragen durch vorher nicht zu bestimmende Ereignisse, wie Krieg oder Epidemien (Cholera), gerecht werden zu können“ (1).

Das Wissen um die Wirkung des Opiums erweist sich für damals noch als lückenhaft. Es sei, wie es in den Ausführungen weiter heißt, ein Hypnotikum, Anodynum (= Narkotikum), Sedativum, ein Sudorifikum, ein Mittel, das je nach Dosis den Puls beschleunige oder verlangsamt (1). Schließlich klingen die 1911 wiedergegebenen Erklärungsversuche der Opiumwirkung we-

sentlich moderner: „Es vermag Schmerzen aller Art zu stillen dadurch, daß es die Empfindlichkeit der Großhirnrinde herabsetzt“ (2).

Unter dem Stichwort „Opium“ finden wir bereits 1843 in einem Nachschlagewerk (3) den Begriff „Betäubung“ für einen auf medikamentösem Wege erzeugten Zustand beim Menschen. Und die Medizin bediente sich –



Rezeptkopierbuch um 1900

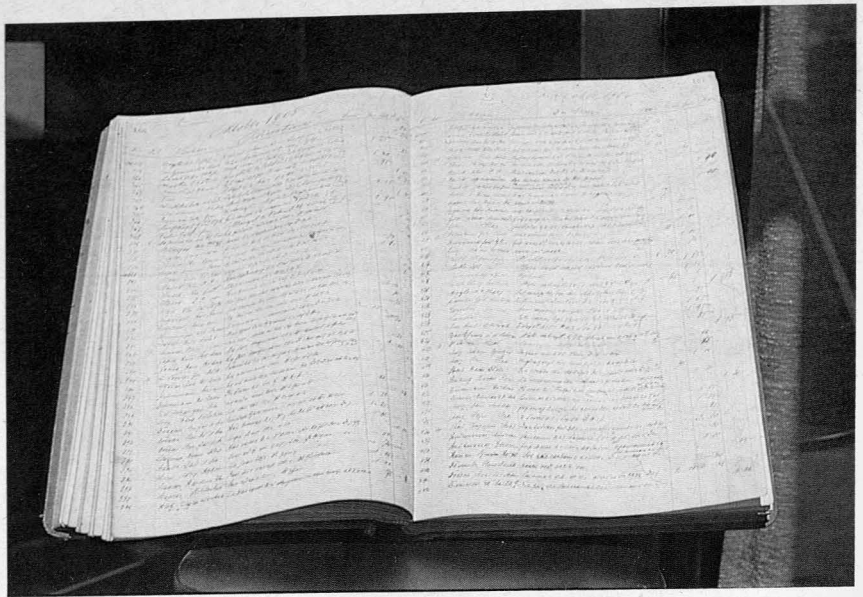
* Neckar-Odenwald-Kreis (Baden-Württemberg)

eingedenk der überwiegenden Vorteile – über Jahrzehnte hinweg der Opiate, und alle Welt wußte die analgetischen Eigenschaften des Morphins zu schätzen. Um ungerechtfertigten Patientenwünschen und Mißbräuchen entgegenzutreten zu können, um andererseits Patienten auch nicht zu irritieren, bürgernten sich Trivialnamen ein. „Laudanum“ oder „Meconium“ konnte man noch um 1950 auf Rezepten an Stelle von Opium lesen. Desgleichen führte Opiumextrakt den Sondernamen „Extractum thebaicum“, ein Hinweis auf die ägyptische Herkunft des Opiums und gleichzeitig eine Erinnerung daran, daß Theben einst Hauptstadt Ägyptens war.

Opium pflegte man in Pulvermischungen und – wie etwa den Extrakt – gelegentlich auch mit Butyrum Cacao zu Pillen zu verarbeiten. Eine nicht gerade selten verordnete Mischung aus Opium und Brechwurzpulver ist in den Pharmakopöen unter „Pulvis Ipecacuanhae opiatum“ mit dem Untertitel „Dover’sches Pulver“ verzeichnet (4). „Das Dover’sche Pulver scheint sich Anfang dieses (des 19.) Jahrhunderts im Arzneischatz eingefunden zu haben und hat sich als beruhigendes, krampfstillendes, schweißtreibendes Mittel bewährt“ (4). Die pharmakologische Einordnung des Pulvergemisches entsprach derjenigen des Opiums und nicht, wie man heute annehmen würde, derjenigen eines Expectorans in Kombination mit einem Antitussivum. Auch war das Opiumalkaloid Codein um 1900, obwohl in allen deutschen Arzneibüchern verzeichnet, noch keineswegs als Hustensedativum gebräuchlich.

Abhängigkeiten registriert

Die gebräuchlichste galenische Opiumzubereitung stellt die Tinktur dar. Ihre Dispensierung bewegte sich um 1895 in der Regel noch in Mengen um 5 g pro Patient. Quantitäten von 20 g und 30 g kommen nach der Jahrhundertwende in Übung, ohne allerdings in nennenswertem Umfang zu Abhängigkeiten zu führen. Freilich muß vereinzelt von Gewöhnung, ja sogar von Sucht gesprochen werden. Fälle, bei denen die Grenze des bestimmungsgemäßen Gebrauchs überschritten wurde, finden wir in den Kopierbüchern ebenso wie alle als normal zu bezeichnenden Verordnungen. Derselbe Name taucht gewöhnlich in kürzerer Folge auf, oder die Einzeldosen steigen unübersehbar an. Hinter extrem hohen Verordnungsmengen erscheint in den Büchern ein Aus-



Rezeptkopierbuch der Apotheke Aglasterhausen (um 1900)

rufezeichen oder der Zusatz „Vorsicht“, Warnsymbole im Hinblick auf vorhandene oder drohende Abhängigkeit.

Eine dem Rauschmittel ergebene Dorfhebamme liefert geradezu ein Paradebeispiel unheilbarer Gewöhnung. 1906 brachte sie ihren Konsum auf 250 g Opiumtinktur im Quartal und steigerte ihn bis 1913 auf 1100 g. Die Süchtige leistete es sich, Geburten zu verschlafen und verspätet am Kindbett zu erscheinen. Der Versuch des Arztes, den Bedarf durch Verordnung kleinerer Mengen zu drosseln, schlug fehl. Man hatte ihr seither jedesmal 90 g in ihre Flasche gefüllt, eine Menge übrigens, die veterinärmedizinischen Bräuchen entsprach. Künftig sollten nur jeweils 30 g verabreicht werden, was dann öfter geschah.

Nach Beginn des Ersten Weltkriegs ging der Opiumtinktur-Konsum offensichtlich von 1100 g auf 550 g im Monat zurück.

Bezogen auf alle Verordnungen in den Jahren 1913 und 1914 entfielen 1 Prozent auf Opium und Opiumzubereitungen. Eine benachbarte Apotheke ähnlichen Zuschnitts hatte im gleichen Zeitraum einen Opiumbedarf von 2,5 Prozent aufzuweisen (5). Soweit es angebracht scheint, werden im Verlauf der folgenden statistischen Erhebungen zum Vergleich Zahlen dieser Apotheke in K. herangezogen. Von dort liegen Rezeptkopierbücher der Jahre 1912 bis 1923 vor. Diese gestatten den Einblick in einen individuell verschiedenen Arzneiversorgungsbereich. Darüber hinaus treffen wir auch auf Gemeinsamkeiten, wie die hinter extrem hohen Opiatmengen angebrachten Warnhinweise und die tropfenweise Verwendung von

Opiumtinktur als Geschmackskorrigens in verschiedenen Mixturen.

Die suchterregende Eigenschaft des Opiums und seiner Zubereitungen ist vorwiegend dem Alkaloid Morphin zuzuschreiben, das von Natur aus alkohollöslich vorliegt. Um es in ein wasserlösliches Salz zu verwandeln, behandelt man es mit „Acidum hydrochloricum“, also mit Salzsäure, die seit alters auch „Acidum muriaticum“ heißt und diese Bezeichnung in der ersten Ausgabe des Arzneibuchs 1872 noch als Untertitel führt. Die Säure, die aus „muria“, nämlich unreinem Kochsalz, gewonnen wurde, verliert dem Alkaloidsalz den Namen Morphinum muriaticum, eine hierfür ausschließlich gebräuchliche Bezeichnung, die sich vereinzelt sogar bis heute gehalten hat (6).

Die Indikationsbreite für Morphin muß groß gewesen sein, da man zahlreiche schmerzhaft verlaufende kürzere und längere Leiden damit anging. Über die Wirkweise gab es allerdings Ende des letzten Jahrhunderts noch unklare Vorstellungen. Selbst die offizielle Literatur begnügt sich 1874 mit allgemeinen Feststellungen wie: „Morphin wirkt dem Opium analog, aber weniger erregend, weniger stuhlverstopfend, das Sensorium geringer affizierend“ (7).

„Süßes“ Morphin

Dem Opiumalkaloid waren noch vor der Jahrhundertwende in Migränin, Phenacetin, Salicylaten, Chinin und Veratrin ernsthafte Konkurrenten erwachsen. Dennoch behauptete es seit 1900 unter allen verordneten Stoffen mit einem Anteil von 12,5 Prozent den

ersten Platz und fiel bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf etwa 8 Prozent zurück. Die in der Apotheke (A) 1914 verarbeitete Menge lag bei 8 bis 10 g pro Monat, in der Vergleichsapotheke (K) dagegen nur bei 4 bis 8 g monatlich. Die salzsaure Base wurde mit Zucker vermischt in abgeteilten Pulvern verabreicht, so daß im Volk der Eindruck entstand, Morphinum schmecke süß. Eine alltäglich verschriebene Darreichungsform stellten die wäßrigen Lösungen des Salzes dar, desgleichen Lösungen in Aqua amygdalarum amararum, Aqua Lauri, Aqua Cinnamomi. Wäßrige Lösungen waren gelegentlich für Injektionszwecke bestimmt, und es fällt auf, daß in der Frühzeit der Injektionstechnik Lösungen für parenterale Applikation dem Patienten überlassen wurde. Aus der Apotheke erhielt er die Flüssigkeit in den üblichen Flaschen mit Korkverschluß. Eine Sterilisation war noch nicht an der Tagesordnung, es sei denn, sie wurde ausdrücklich vom Arzt gewünscht. Gerade dies kann an zwei Beispielen demonstriert werden.

Rp. Cocaini muriatici	0,1
Morphini muriatici	0,02
Natrii chlorati	0,2
Aquae destillatae	100,0
z. Infiltrationsanaesthesie sterilisiert	
April 1899	

Rp. Morphini muriatici	0,15
Scopolamini hydrobromici	0,005
Aquae destillatae	10,0
z. subcut. Injektion steril	
November 1904	

Je nach Arzt und Apotheke unterscheiden sich die Rezepturen (5):

Rp. Morphini muriatici	0,05
Aquae destillatae	30,0
Acidi carbolici	gtt. I
Juli 1912 wiederholt für einen Patienten	

Rp. Pantoponi	0,2
Aquae destillatae	20,0
Acidi carbolici	gtt. I
Juli/August 1912 wiederholt für einen Patienten	

Sucht noch kein gravierendes Problem

In Anbetracht dessen, daß viele Kranke mit diesem in seiner Wirkung einmaligen und unübertroffenen Analgetikum Berührung hatten, wäre eine weit größere Zahl Abhängiger zu erwarten gewesen, als wir in der Tat erlebten. Jedenfalls kristallisieren sich nur drei typisch verlaufende Fälle von Morphinismus heraus, die vier Jahre lang zu verfolgen sind. Stets war der Schritt zur parenteralen Applikation getan, als sie ins Blickfeld traten. Die verabreichten Dosen lagen zunächst bei 1 g im Monat und kletterten von 1894 bis 1898 teilweise bis auf 24 g.

Für die genannten drei abhängigen Schwerkranken lauteten die Rezepturen einheitlich, unterschieden sich jedoch von den zuvor angegebenen Beispielen:

Monatliche Gabe 1894		steigend bis 1898 mehrmals monatlich auf 6 g
Rp. Morphini muriatici	1,0	6,0
Aquae destillatae	50,0	300,0
Glycerini	1,0	6,0

Die Eintragungen enden im April und Mai 1898, sehr wahrscheinlich mit dem Eintritt des Todes. Dafür konnten, von einem Fall abgesehen, Belege gefunden werden. Laut Grabsteininschrift läßt sich der Tod einer Patientin auf den 17. Mai 1898 datieren. Den dritten Fall schildert eine Enkelin, die den Großvater jedoch nicht mehr erlebte. Dieser erreichte ein Alter von 45 Jahren und hatte offenbar an einem Leberleiden gelitten, er starb am 3. April 1898. Morphinum hatte er sich bei Bedarf selber gespritzt, sei dann schmerzfrei und werktätig, am Ende seines Lebens aber bettlägerig gewesen. Der Verstorbene, der schon in jungen Jahren in ärztlicher Behandlung gewesen ist, hinterließ eine spät geborene Tochter, deren geistig zurückgebliebenen Zustand die Familie vielleicht nicht ganz zu unrecht dem Morphinkonsum anlastete.

Alle drei Morphinisten befanden sich wie auch die an Opium gewöhnte Hebamme beim gleichen Arzt in Behandlung, der gegen Ende seines Lebens selbst zu Opiaten gegriffen hatte. Jedoch hielt er sich mit einem Quartalsbedarf von 0,5 bis 0,9 g in Grenzen.

Wir werfen einen Blick in den Bereich der anderen Apotheke, wo sich 1912 erstaunlicherweise die Zahl der Morphinisten ebenfalls auf drei konzentriert. Auch der Name des Arztes erscheint regelmäßig im Kopierbuch mit

mäßigen Mengen „ad usum proprium“ (5).

Einfluß äußerer Umstände

Was die Wahl von Morphinum als Therapeutikum angeht, so fällt auf, daß jeweils jüngere Ärzte ein zögernderes Verhalten an den Tag legten als altgediente. Einen großen Einfluß auf den allgemeinen Bedarf nahmen Zahl und Schwere der Fälle. Zu den üblichen Leiden traten namentlich nach Kriegen die sogenannten Kriegsfolgen, was 1918 bis 1927 den Anteil der morphinhaltigen Arzneien auf 13 bis 15 Prozent ansteigen ließ. Dieser Prozentsatz ging dann wieder zurück, um sich 1935/36 auf etwa 8 Prozent einzupendeln.

Bestätigt finden wir die Entwicklung

in der Vergleichsapotheke, wo ebenfalls die Namen Schwerkranker regelmäßig und öfter erscheinen, eines Tages verschwinden und durch andere ersetzt werden. Von den im August 1919 verarbeiteten 6,5 g Morphin waren allein für einen Patienten 3 g verordnet (5).

Eine Bemerkung am Rande mag die allgemeine wirtschaftliche Lage, speziell aber die der Apotheke beleuchten. Die Zahl der Einzelfälle, die sich 1919 noch um 320 pro Monat bewegte, sank während der Inflation bis September 1923 stetig bis auf 115 herab. Der Taxpreis für 30 g einer Morphinlösung wurde damals mit 1,4 Millionen Mark ausgeworfen (5).

Heroin im Arzneibuch

Bei der Suche nach weiteren Analgetika war 1898 die Synthese von Heroin aus Morphin und Essigsäureanhydrid gelungen. Der synthetische Stoff erwies sich als stärker als das Ausgangsmaterial, konnte aber den Markt nicht erobern. Auf Rezepten erschien es viermal 1904 und nur einmal 1913. Im Apothekenbereich K. ist das Vorkommen in der ärztlichen Verordnung nicht belegt. Unter dem Namen Diacetylmorphinhydrochlorid fand Heroin 1910 Aufnahme in das DAB 5 und erhielt somit offiziellen Charakter (8).

Einschränkung durch Überwachung

Verantwortlichen Stellen war es offensichtlich ein Anliegen, den Verbrauch an Betäubungsmitteln einzudämmen, was 1929 zu entsprechenden, einschränkenden Verordnungen führte. Das Wissen um eine Überwachung, um gesonderte, zusätzliche Verbuchung wirkte sich auf die Verschreibweise negativ aus.

Es lassen sich dennoch Fälle von Abhängigkeit an Hand der Kopien verfolgen, bei denen wir unterstellen wollen, daß irgendwann einmal ein Betäubungsmittel wohl indiziert war. Da stieg der monatliche Bedarf an Morphin von 400 mg im Jahre 1925 innerhalb von sieben Jahren auf 2400 mg im gleichen Zeitraum, dort erfolgte eine Umstellung auf Codeinum phosphoricum mit erheblicher Überschreitung der Toleranzgrenze. Wo anfangs 1,4 g monatlich genügten, mußten es in wenigen Monaten schon 9,1 g sein.

Alternativen

Versuche, synthetische Ersatzprodukte ohne die lästigen, zu Euphorie führenden Nebenwirkungen des Alkaloids zu schaffen, ergaben jedesmal Stoffe, die über kurz oder lang den Opiaten im Sinne des Gesetzes gleichgestellt werden mußten. Sowohl Dolantin als auch Valoron, die in Struktur und Wirkung dem Morphin nahestehen, müssen höher dosiert werden als dieses, um den gewünschten Effekt zu erzielen.

Sehen wir von Codein ab, ist für Opium, seine Zubereitungen und Alkaloide festzustellen, daß sie vom Zenit ihres Erscheinens beinahe zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind. Mit ihnen schwand aber auch wertvolles medizinisches Erfahrungsgut.

Schwermetalle (innerlich)

Die medizinische Verwendung von Schwermetallverbindungen stand vor gut einem Menschenalter noch in Blüte. Längst waren Vergiftungssymptome in Erwartung einer Heilung in Kauf genommen worden, Blei- und Quecksilbersalze, die hauptsächlichsten Vertreter der zur Debatte stehenden Stoffgruppe, wurden so lange nicht vom Markt genommen, solange kein Ersatz gefunden war. An den innerlich verabreichten Mitteln sei die Beharrlichkeit der Medizin einerseits und die Gefahr verbreiteter Intoxikation andererseits verdeutlicht.

Plumbum aceticum – Bleizucker – Bleiacetat

Am 23. Mai 1901 sah eine ärztliche Verordnung abgeteilte Pulver aus Bleiacetat, Opium und Zucker vor.

Rp. Plumbi acetici 0,1
Opii 0,03
Sacchari albi 0,3

m. f. p., tal. dos. VIII
D. s. 3 x 1 P.

Rezepturen dieser Art tauchten immer wieder auf. Bleizucker fand wegen seiner eiweißkoagulierenden Eigenschaft als Hämostatikum und Adstringens gegen Blutungen in Lunge und Darm Verwendung (9). Die amtliche Literatur des Jahres 1892, der wir diese Angaben entnehmen, empfiehlt desgleichen mineralische Abführmittel und Opium bei auftretenden Bleivergiftungen. In den auf diese Weise zu entfernenden „Schlacken“ erblickte man eine Form der Entgiftung. Bereits 1843 hatte der ärztliche Autor eines Nachschlagewerkes Bleimittel als giftig bezeichnet. Er erwog sogar eine Resorption von Blei durch die wunde Haut bei Kindern, hielt aber dennoch Bleisalze da und dort in der Therapie für unumgänglich (11).

Rp. Plumbi acetici 0,5
Morphini muriatici 0,05
Sacchari albi 5,0

divide in partes X

Selbst 1912 scheint die vorliegende Rezeptur das Mittel der Wahl für vier Patienten gewesen zu sein.

Die für einen Vergleich mit einem zweiten Arznei-Versorgungsbereich zur Verfügung stehenden Kopierbücher geben 1912 und später keinen Anhaltspunkt für Bleiverordnungen für innerliche Zwecke.

Hydrargyrum chloratum – Quecksilber-1-Chlorid-Calomel

Bei einer Vielzahl von Rezeptkopien um die Jahrhundertwende fällt die Verwendung von Calomel auf. Zunächst

Rp. Calomel	0,06	0,12	0,08	0,1
Pulv. Doveri	0,08	0,08	0,1	0,08
Sacchari albi	2,0	2,0	2,0	2,0
m. f. p., divide				
i. partes aeq.	X	XIV	X	XII

läßt es an ein Laxans denken, eine beabsichtigte Wirkung auch in Kombination mit Santonin, einem früher gebräuchlichen Anthelmintikum.

Rp. Santonini 0,05
Calomelas 0,1
Pulvis Jalappae 0,1
Sacchari albi 0,3

m. f. p. tales doses VIII

Die übliche Calomeldosierung würde bei 0,03 bis 0,05 liegen. Eine Reduzierung auf 1/5 bis 1/10 dieser Mengen mußte anderen Zwecken als der der Laxierung gedient haben. Wir finden außerdem Pulvis Doveri in Kleinstmengen beige-mischt und fragen nach dessen Sinn. Von den auffallend unterschiedlich individuell dosierten Pulvern seien einige herausgegriffen (siehe unten).

Bei diesen niedrigen Dosierungen erwartete man keine für das Auge wahrnehmbare oder sonstwie spürbare Wirkung, vielmehr einen Einfluß auf die schlechte Säftemischung im Körper, die Dyskrasie, im Sinne einer Änderung des Mischungsverhältnisses. Dieser Vorstellung entspringen die Begriffe Antidyskratika und Alterantia (alterare = verändern), die therapeutisch dasselbe besagen (12). Mit deren Hilfe suchte man gegen Leiden vorzugehen, die man der Konstitution des Individuums anlastete, Leiden, denen die Medizin vor 1900 noch hilflos gegenüberstand. Erst mit der Entdeckung wahrer Krankheitserreger, vielfach Bakterien, gingen die Verordnungen von Alterantien zurück. Es „verengte sich das Gebiet der nebelhaften Dyskrasien“ (13). Ältere Ärzte behielten diese Verordnungsweise weiterhin bei, was für unseren Beobachtungszeitraum bis 1910 und in schwindendem Maße bis 1914 zutrif.

Nach dem Ersten Weltkrieg lebten Alters-Verschreibungen kurzfristig wieder auf, um dann endgültig aus den Repertoires der Ärzte zu verschwinden. Den Schlußstrich unter eine längst obsolete therapeutische Methode setzte eine späte Altersrezeptur, die das Bemühen eines Arztes um das Leiden eines Kindes ausdrückt. Bald darauf sollte sich Epilepsie herausstellen. Im Sommer 1927 erhielt der zweijährige Patient zehn Calomelpulver zu je 7,5 mg und anschließend 25 Dosen Pul-

vis Doveri zu 4 bis 6 mg. Ein halbes Jahr später dürfte der Junge nachts (noctu!) seine Eltern erstmals mit Fieberkrämpfen erschreckt haben, was die Verordnung einer Chloralhydratmischung erforderlich gemacht hatte. Die Aussagen des Epileptikers bestätigen die Vorgänge insofern, als das Auftreten der ersten Symptome seiner Krankheit in das frühe Kindesalter fällt.

Alterantien lassen sich unter den Rezeptkopien, die zwischen 1912 und 1923 zum Vergleich aus einer zweiten Apotheke K. vorliegen, selten auffinden. Dies erlaubt den Schluß, daß sich jüngere Ärzte nach der Jahrhundertwende dieser „ut-aliquid-fiat-Methode“ nicht mehr bedienten. Es bleibt offen, wann sich die Medizin offiziell davon trennte.

Die innerliche Anwendung von Quecksilbersalzen beschränkte sich nicht allein auf Calomel, wie den Kopien zu entnehmen ist, sondern bezog auch Venena mit ein. Hydrargyrum cynatum, Hydrargyrum jodatum und Hydrargyrum bichloratum (Sublimat) wurden 1898 vielfach zu Pillen verarbeitet.

Rp. Hydrargyri cyanati 0,02
Aqua destillatae 120,0
Sirupi simplicis 20,0
1 x 1 Eßlöffel tägl.

Rp. Hydrargyri jodati 1,0
Opium 0,1
Extr. Liquiritiae 4,0
Gummi arabici
Aqua
q. s. m. f. phil. XXX

Die Cyanid-Mixtur und die nachfolgend vorgestellte Sublimat-Rachenpinselung befanden sich im Einsatz gegen Diphtherie, bemerkenswert deshalb, weil seit 1896 bereits ein Diphtherie-

serum mit verlässlicherer Wirkung auf dem Markt war.

Rp. Sol. Sublimati 0,025/50,0
Acidi tartarici 0,25
2-3 x z. Rachenpinselung

Rp. Sol. Hydrargyri bichlorati 0,001/10,0
(Tropfenzähler)

Schwermetalle (äußerlich)

Mit Absicht umgingen wir die exakte und nie befriedigende Trennung innerer von äußeren Mitteln und wählten als Übergang Arzneien, die zur Anwendung auf Schleimhäuten bestimmt waren.

Rp. Sublimati 0,004
Natrii chlorati 0,2
Aqua 20,0
Augentropfen am 23. Mai 1899

Rp. Hydrargyri oxydati fl. 0,1
Vaselin fl. 10,0
1 Glasstab
Augensalbe am 19. Januar 1899

Calomel vapore paratum, verordnet in Mengen zu 3 g unter Beifügung eines „Penicillium“, pinselte der Patient den Augenlidrand.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts darf die gelbe Quecksilberoxyd-Salbe noch als durchaus gebräuchliche Augensalbe betrachtet werden.

Für dermatologische Zwecke, teils venerische Leiden, gelangten Hydrargyrum praecipitatum album, Hydrargyrum oxydatum rubrum und keineswegs selten Unguentum Hydrargyri cine-

reum zur Verarbeitung und wurden am 3. Februar 1898 notiert.

Rp. Ungt. cinerei 10,0
Extracti Hyoscyami 2,0
Ungt. praecipitati 30,0

Rp. Ungt. cinerei 15,0
Ungt. Digitalis 10,0
Jodi 0,1
Kalii jodati 1,0

Die Bereitung der Ungt. Hydrarg. cin., der „grauen Salbe“ mit metallischem Quecksilber, machte Apothekern Kummer. Sie sahen sich während der ausgedehnten Arbeitszeit den Metaldämpfen ausgesetzt und reagierten bisweilen mit Allergien und Ekzemen. Pharmakopöen trugen seit 1872 diesem Nachteil dadurch Rechnung, daß in Neuausgaben jeweils verbesserte Herstellungsvorschriften erschienen, „um die Fertigstellung zu beschleunigen“ (14).

Nicht ohne Grund hatte schon 1843 ein Arzt auf die Giftigkeit des Quecksilbers hingewiesen und beklagt, daß „Mercurius vivus auf Apotheken ohne ärztliche Vorschrift zu Unrecht käuflich [sei]“ (15).

Quecksilberpräparate sämtlicher galenischer Formen betrugen um 1900 noch 6 Prozent aller Verordnungen, wobei je die Hälfte auf innerlich und äußerlich zu applizierende Mittel entfiel. Warnungen vor Vergiftungen und das Mißverhältnis zwischen Wirkung und Nebenwirkung gaben offensichtlich Anlaß genug, in Verordnungen zurückhaltender zu werden. Die Zahl der Mercurialia ging bis 1914 auf 1 bis 3 Prozent zurück, ein Anteil an den gesamten Verordnungen, die wir in der Apotheke K. bestätigt finden. (5).



Rezepturgrundstoffe industrieller Herkunft



Außer Quecksilber gehörten dem Arzneischatz Kupfersulfat an, das einmal als Augentropflösung vorkam, dann Zinksulfat, jahrzehntelang als Augentropfen in Form von Sol. Zinci sulfurici 0,05/20,0 verordnet. Unübersehbar behauptete sich Zinkoxid als Vertreter der Schwermetall-Verbindungen bis in unsere Tage hinein zur Anwendung auf der Haut.

Neben die humanmedizinischen Verordnungen traten in der Berichtszeit die veterinärmedizinischen, die sich ebenfalls der Schwermetall-Verbindungen bedienten, in der Anzahl hinter die humanmedizinischen zurücktraten, aber nicht in den zur Anwendung gelangenden Mengen. Verdrängung erfuhren Quecksilber- und Bleisalze durch bessere Kenntnis von Resorption und Intoxikation, aber auch durch das Aufkommen der Antibiotika und Sulfonamide mit breiteren Wirkspektren und geringeren Nebenwirkungen.

Anmerkungen

- (1) Kommentar zum Arzneibuch für das Deutsche Reich, Dritte Ausgabe (Pharmacopoea germanica editio III). Hrsg. von H. Hager, B. Fischer und C. Hartwich. Berlin 1892, 2. Band., S. 384 (nachfolgend genannt: Komm. z. Arzneib. 3. Ausgabe 1892).
- (2) Kommentar zum Deutschen Arzneibuch, 5. Ausgabe 1910. Hrsg. von O. Anselmino u. E. Gilg. Berlin. 1. Bd., S. 514 (nachfolgend genannt: Komm. z. DAB 5, 1911).
- (3) Most, Georg Friedrich: Encyclopaedie der Volksmedizin. 1843. Neuauflage 1973 und 1984, S. 492.
- (4) Hager, Hermann: Commentar zur Pharmacopoea germanica, 1874, 2. Bd., S. 558.
- (5) Rezeptkopierbücher der Apotheke Kirchartdt, 6926 Kirchartdt (Kraichgau), Bad.-Württ., 1912–1923.
- (6) Comm. z. Pharmac. german. 1. Bd., 1873, S. 65.
- (7) ebda. 2. Bd., 1874, S. 390.
- (8) Komm. z. DAB 5, 1911, S. 460.
- (9) Komm. z. Arzneib., 3. Ausg. 1892, S. 419.
- (10) Geissler E. und J. Moeller: Real-Encyclopädie der gesamten Pharmazie. Wien und Leipzig 1886–1891, 2. Bd., S. 308.
- (11) Most, Georg Friedrich, l. c. S. 70.

- (12) Geissler E. und J. Moeller, l. c. 1. Bd., S. 266 und S. 427.
- (13) dies., 3. Bd., S. 569.
- (14) Komm. z. Arzneib., 3. Ausg. 1892, S. 672.
- (15) Most, Georg Friedrich, l. c., S. 406.

Anschrift des Verfassers:
Otto Kissel
Apotheke Aglasterhausen
6955 Aglasterhausen

Bibliographische Miszellen zur Pharmaziegeschichte III

Aus der Bibliothek der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie*

Die Schweiz gedachte 1928 des hundertsten Geburtstages von Friedrich August Flückiger. Ein Jahr früher hielt der damalige Privatdozent Josef Anton Häfliger anlässlich der Jahresversammlung des Schweizerischen Apotheker-Vereins in Basel einen Vortrag „F. A. Flückiger als Pharmazie-Historiker“, der dann 1928 in der Schweizerischen Apotheker-Zeitung abgedruckt wurde (1). So hat sicher Fritz Ferchl bei seinen Überlegungen, welche Veröffentlichungen die Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie herausgeben könnte, den Gedanken an den hundertsten Geburtstag von F. A. Flückiger aufgegriffen. Er trat an J. A. Häfliger heran, ob er nicht seinen Vortrag von Basel zum Abdruck zur Verfügung stellen würde. Häfliger erwähnte ja besonders die Dokumente aus dem Nachlaß von Flückiger, die nun als Leihgabe in Basel waren. Fritz Ferchl verband immer sehr gerne Wort

und Bild, so sah er auch hier eine Möglichkeit, den Text durch die Reproduktion von Urkunden und Diplomen Flückigers zu illustrieren.

Studiert man nun den Vortrag von Häfliger in Basel im Jahre 1927, so erkennt man sehr bald, daß der einleitende Text, der sich mit der soeben gegründeten Sammlung des historischen Apothekenwesens in Basel und Hinweisen auf die Geschichte der Pharmazie wie berühmte Schweizer Apotheker beschäftigt, weggelassen wurde. Die eigentlichen Ausführungen über Flückiger kamen dagegen wörtlich und fast unverändert zum Abdruck (2). Erst der Schluß der Erstveröffentlichung, nur 15 Zeilen entfielen und haben für die Veröffentlichung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie eine neue Fassung erhalten.

Das schmale Büchlein „Zur Erinnerung an F. A. Flückiger als Pharmazie-historiker“, versehen mit einer kurzen Einleitung von Fritz Ferchl mit dem pharmazeutischen Lebenslauf Flückigers, stellt somit einen Zweitdruck dar

(3). Heute wird nur noch die Gesellschaftsveröffentlichung zitiert, der erste Abdruck in der Schweizerischen Apotheker-Zeitung ist längst vergessen (4). Im Antiquariatshandel sehr selten angeboten und teuer bezahlt, erweitert der Zweitdruck anschaulich den Text mit acht Reproduktionen und einem Bild Flückigers.

Anmerkungen

- (1) Schweiz. Apoth.-Ztg. 66 (1928) 239–246.
- (2) Der Abdruck beginnt mit dem letzten Absatz auf Seite 241 (1).
- (3) Zweite Veröffentlichung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 20 Seiten, gedruckt bei Arthur Nemayer in Mittenwald.
- (4) Die älteren Jahrgänge der Schweiz. Apoth.-Ztg. sind in deutschen Bibliotheken sehr selten vorhanden.

Anschrift des Verfassers:
Dr. A. Wankmüller
Bibliothek
Fürststraße 9
D-7400 Tübingen

* Teil I und II siehe Beitr. z. Gesch. d. Pharmazie 34 (1982) 133 und 35 (1983) 43/179.

MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie – International Society for the History of Pharmacy

Postanschrift: Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V., Geschäftsstelle,
Apotheker Dr. Gerald Schröder, D-2800 Bremen, Graf-Moltke-Straße 46
Postcheckkonto: Hamburg 358034-208, Dr. Gerald Schröder, Bremen

Internationaler Kongreß für Geschichte der Pharmazie in Granada

(Fortsetzung und Schluß)

Bericht des Bibliothekars der IGGP für 1983/1985

In den vergangenen zwei Jahren ist die Bibliothek in einen Verein umgewandelt worden, dem fünf Partner angehören, unsere Gesellschaft (IGGP), der Deutsche Apotheker-Verein, die Deutsche Pharmazeutische Gesellschaft, die Stiftung Deutsches Apotheken-Museum und die Landesapothekerkammer Baden-Württemberg (Bibliothek Professor Dann). Die Anerkennung des Eintrages in das Vereinsregister hat sich verzögert, ich hoffe, daß nun nach zwei Jahren endlich die Gründungsphase abgeschlossen ist.

Die Inanspruchnahme der Bibliothek hat weiterhin zugenommen. Neben der Ausleihe von Literatur, der Anfertigung von Fotokopien von einzelnen Aufsätzen oder Buchseiten ist eine starke Zunahme von Anfragen über Literatur zu verzeichnen.

Durch die Württ. Landesbibliothek erfolgt die Ausleihe aus dem katalogisierten Bestand, durch den stellvertretenden Bibliothekar die Ausleihe der nicht katalogisierten Bestände.

Durch persönliche Bemühungen konnten von dritter Seite größere Buchspenden erhalten werden, die Lücken schlossen.

In langwieriger und mühsamer Arbeit wurde durch den stellvertretenden Bibliothekar ein neues Verzeichnis der Periodika erstellt, das nunmehr auch alte, längst nicht mehr erscheinende Zeitschriften enthält sowie die kleinen Bestände mit wenigen Jahrgängen, die pharmazeutischen Hauszeitschriften und anderes mehr. In der Zwischenzeit ist auch eine Reinschrift gefertigt worden, und wir hoffen auf einen Abdruck durch eine pharmazeutische Zeitschrift.

Bibliothek und Archiv haben leider zu wenig Geldmittel, viele dringende

Vorhaben bleiben ein Wunsch. Sei es die Weiterführung der Katalogisierung, sei es die Schließung von Lücken in den Reihen der Zeitschriften, seien es einige Erwerbungen. Diese Versäumnisse, die uns auferlegt sind, werden später nicht mehr zu beseitigen sein und vor allem von der Nachwelt nicht verstanden werden. Einerseits sind die Apotheker bereit, Beträge in Millionenhöhe in Datenbanken zu investieren, und in ihrer eigenen Bibliothek sparen sie an 1000 DM. Diese Tatsache ist doppelt bedauerlich, da gleichzeitig in Deutschland und in anderen Ländern, z. B. Frankreich, viele pharmazeutische Zeitschriften abbestellt, Bücher nicht mehr gekauft werden und so ein Engpaß in der Literaturversorgung künstlich erzeugt wird, den die Bibliothek in Stuttgart mit ein wenig mehr Geld schließen könnte. – Für die unermüdliche Arbeit in der Bibliothek danke ich auch an dieser Stelle meinem Kollegen, Herrn Apotheker i. R. Paul Braun, sehr herzlich.

Dr. A. Wankmüller

Bericht des Vorsitzenden der Redaktionskommission

In unserer Veröffentlichungsreihe erschienen im Berichtszeitraum:

1983 Band 52. Pharmaziehistorischer Kongreß Budapest 1981.

1984 Band 53. Botanical Drugs of the Americas in the Old and New Worlds.

1985 Band 54. Wolfgang Götz: Bibliographie der Schriften von Johann Bartholomäus Trommsdorff.

Im Augenblick befindet sich als Band 55 der Ergänzungsband zur Deutschen Apotheker-Biographie (Herausgeber: W.-H. Hein und H.-D. Schwarz) in Arbeit. Er wird über 500 Einzelbiographien enthalten, darunter eine ganze Anzahl älterer Namen wie Heinrich Bürger, Renward Cysat, die beiden Achatius Gärtner, Heinrich Mein oder Friedrich Krukenberg. Unter den nach 1950 Verstorbenen sind viele bekannte

Namen anzutreffen. Von den behandelten Pharmaziehistorikern nenne ich nur Georg Edmund Dann, Fritz Ferchl, Josef Anton Häfliger, Werner Luckenbach, Alfons Lutz, Hermann Schroller und Georg Urdang. Erfreulicherweise haben wir zu diesem voluminösen Band seitens der ABDA in Frankfurt einen ansehnlichen Druckkostenzuschuß erhalten, wofür ich an dieser Stelle Dank sagen möchte.

Gleichfalls danken möchte ich den Verlagen der Deutschen Apotheker Zeitung und der Pharmazeutischen Zeitung, die wie in all den Jahren zuvor um die Drucklegung der „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ und der „Pharmaziegeschichtlichen Rundschau“ besorgt waren.

W.-H. Hein

*

Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (SGGP)

Am 10. Mai 1985 hielt die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (SGGP) ihre Jahresversammlung in Zürich ab, zu der mehr als 40 Teilnehmer erschienen waren, darunter Pierre Julien, Paris, Dr. A. Wankmüller, Tübingen, Prof. Dr. Büchi, Küsnacht, Dr. O. Keller, Schaffhausen, und Frau Apothekerin Gisela Keller für den Apothekerverein des Kantons Zürich.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Dr. M. Simon, Zürich: Der Apotheker als Großhändler, dargestellt am Beispiel Zürichs vom 14.–16. Jahrhundert.

Dr. A. Wankmüller, Tübingen: Pharmazeutische Lehrbücher um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Priv.-Doz. Dr. H. Balmer, Zürich: Ein Apotheker als Balladendichter (Theodor Fontane).

In der Generalversammlung der SGGP wurden der Präsident Dr. H. R.

Fehlmann, Wildegg, sowie der übrige Vorstand wiedergewählt. Der Mitgliederbestand beträgt gegenwärtig mehr als 110 Personen, von denen in mehreren Arbeitsgruppen grundlegende bio- und bibliographische Arbeiten zur Erfassung pharmaziehistorischen Datenmaterials in der Schweiz geleistet werden.

Einen Höhepunkt erreichte die Generalversammlung durch die Ernennung des bekannten Tübinger Pharmaziehistorikers Dr. Armin Wankmüller zum korrespondierenden Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie in Anerkennung seiner Verdienste um die Geschichte des Apothekenwesens in der Schweiz, dem er sich in mehreren auf fundierten Quellenstudien basierenden Einzelveröffentlichungen widmete. Beim Besuch im Medizinhistorischen Museum der Universität Basel wurden markante Gegenstände vorgewiesen (Klistierspritze, Zapfenpreßhund der Apotheke, Urform des Mikroskopes, Kugelzieher des Feldschärrers, Trepanationsbohrer, Laennecs Zylinderstethoskop, Listers Karbolspray, Kochers Kropfzange, Starnadel, Zahnschlüssel, einfache Röntgenröhre).

Die Tagung klang mit einigen anregenden Worten des derzeitigen Präsidenten des Schweizerischen Apothekervereins und neu aufgenommenen Mitglieds der SGGP, Dr. Hermann Ambühl, Arosa, aus.

Persönliche Nachrichten

Am 28. November 1985 vollendete Apotheker Mag. pharm. **Otto Nowotny**, Vorstandsmitglied der österreichischen Landesgruppe der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und Mitglied der Internationalen Akademie für Geschichte der Pharmazie, in Wien das 70. Lebensjahr. In zahlreichen pharmaziehistorischen Aufsätzen hat er vor allem die Pharmaziegeschichte Österreichs sowie den Einfluß von Magie und Alchemie auf den Arzneischatz behandelt und das vornehmlich von Georg Urdang bearbeitete Thema „Der Apotheker als Subjekt und Objekt der Literatur“ weiter verfolgt. Eine ausführliche Würdigung seines Schaffens erschien in der „Österreichischen Apotheker-Zeitung“ Nr. 47 vom 22. November 1975.

Auszeichnungen

Prof. em. Dr. **Wolfgang Schneider**, Einsteinstraße 14, 3300 Braunschweig, früherer Leiter des Pharmaziegeschichtlichen Seminars der TU Braunschweig, langjähriger Präsident und seit 1982 Ehrenpräsident der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, wurde anlässlich des Kongresses der IGGP in Granada am 28. September

1985 die Ehrenmitgliedschaft der Spanischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie verliehen.

Tagung 1986 der DGGP

Von Freitag, 18. April, bis Sonntag, 20. April 1986, findet in Würzburg die jährliche Tagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (DGGP) statt. Diese Jahrestagung ist verbunden mit einer Vortragsreihe über das Hauptthema „Apotheke und Staat“. Eine Reihe namhafter deutscher Pharmaziehistoriker sowie berufspolitisch tätiger Damen und Herren werden die Referenten sein. Die Tagung und die Vortragsveranstaltungen finden auf der alten Festung Marienberg in der Egloffsteiner Hofstube statt. Dieses Tagungszentrum im historischen Rahmen stellt einen geeigneten Rahmen für das Treffen der deutschen Pharmaziehistoriker dar. Im Beiprogramm sind u.a. Stadtführung, Besuch des Mainfränkischen Museums, Abend im Bürgerhospital mit Kellerführung vorgesehen.

Die Tagungsstätte ist von Würzburg aus gut zu erreichen. Der genaue Tagungsverlauf und weitere Einzelheiten werden rechtzeitig bekanntgegeben.

Die örtliche Tagungsorganisation und Leitung werden von Dr. Karlheinz Bartels, Lohr, übernommen, der auch für technische Rückfragen zur Verfügung steht.

Inhaltsverzeichnis des Jahres 1985

Themen:

Apotheken-Fayencen, Deutsche I, II 20/240, 26/246
Arabische Medizin und Pharmazie in der lateinischen Überlieferung, Weiterleben 9/229
Bibliographische Miszellen III 38/258
Pharmazeutische Industrie in Ungarn von 1867 bis 1927 3/223
Rezeptkopierbücher der Apotheke Aglasterhausen 33/253
Schroedersche Pharmakopöe als biographische Quelle 6/226
Trommsdorff und die Pharmazie, 250 Jahre (3 Teile) 12/232, 17/237, 28/248

Autoren:

Baki 9/229
Caesar 6/226
Götz 12/232, 17/237, 28/248
Hein 20/240, 26/246
Kissel 33/253
Wittop Koning 26/246
Wankmüller 38/258

Sonstiges:

Wolfgang-Hagen Hein 65 Jahre 1/221, 2/222
Herbert Hügel 80 Jahre 25/245

Neue Mitglieder

Gerhold, Claus, Stettiner Str. 1 A, 4440 Rheine
Hüpen-Bestendonk, Ursula, Naeelestr. 10 a, 4000 Düsseldorf
Junat-Raubold, Jutta, Rohrbacher Str. 36, 6906 Leimen
Leupe-Coudeville, H., Oostrozebekestraat 37, B-8860 Meulebeke/Belgien
Pardieck, Ancke, Ulmenstr. 14, 4300 Essen I
Rankenburg, Heinz, Ferd.-Weiß-Str. 60, 7800 Freiburg
Redeker, D., Gasteiner Str. 14, 1000 Berlin 31
Stärker, Angelika, Flughafenstr. 60, 1000 Berlin 44
Strobel, Martine, Hohwiesenstr. 9, 7123 Sachsenheim